



# KOLLEKTION

LAUTER BUCHSTABEN  
ZU SPRACHE GEFORMT  
VON DEN AUTOREN DES AUTOREN-CLUBS

# Inhalt

::Seite::

- 2 > Vorwort
- 3-60 > Dunkel der Zerrissenheit
  - > Lilith
  - > Die Geliebte
  - > Heimliche Liebe
  - > Einen Schritt zu weit
  - > Ein Atemzua befleckter Lundaen
  - > Kleine Blume. aanz groß
  - > Der zweifelnde Poet
  - > Wie es sich lebt
  - > Absolute Power
  - > Von der Gegenwart falscher Notwendigkeiten
  - > Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm
  - > Im Café
  - > Sich um Ecken gedacht
  - > Hausnummer 13
  - > Es ist nicht aenua
  - > Wenn es keimt und blüht
  - > Die Schleuse
  - > Eine rostiae Taschenuhr
  - > Schluss mit den Dinaen
- 61-66 > Schlusswort
- > Kurzbioarafien

## Vorwort

Verehrte Leserin, verehrter Leser, Sie kommen soeben in den Genuss der ersten Veröffentlichung einer Lektüre durch autoren-club.de. Diese Lektüre liegt Ihnen, dem Zeitgeist entsprechend, in Form eines elektronischen Buches vor.

Dreizehn Autoren stellten ihre Werke zur Verfügung, um eine harmonische Komposition zu schaffen, die Ihnen eine ansprechende Lektüre sein wird. Lesen Sie aufmerksam und haben Sie Freude an der Vielfalt von Sprache und ihren zahlreichen Variationen.

Wussten Sie, dass für die Zusammenstellung dieser Lektüre nicht eine einzelne Person, sondern eine Jury von acht Autorinnen und Autoren verantwortlich ist? In der Hoffnung Ihren Schwächen und Freuden gerecht geworden zu sein, wünsche ich Ihnen im Namen der Jury und der publizierenden Autoren ein Lesevergnügen besonderer Art.

Erste Auflage 2007

Copyright 2007 by den Autoren  
Copyright für die Zusammenstellung,  
Anordnung, farbliche Gestaltung und für grafische  
Elemente by autoren-club.de, Berlin 2007

Published in Germany

Michael K.  
**Dunkel der Zerrissenheit**

Vieles wurde nie gesagt  
Nach vielem wurde nie gefragt  
So manches wird noch heut verschwiegen  
Von denen die sich in Unschuld wiegen

Vieles wurde nie gesehen  
So vieles wird man nie verstehen  
Und keiner tut den ersten Schritt  
Keiner reißt den anderen mit

Also hüllen wir uns in Schweigen  
Beginnen uns andächtig zu verneigen  
Vor der Zeit und der Unwissenheit  
Dem Dunkel der Zerrissenheit

Wolfgang Kiel  
**Lilith**

Nachts gleite ich durch die Strassen der Stadt  
Und suche nach hilflosen Seelen  
Küss eure Hälse und trinke mich satt  
Mich dürstet nach euren Kehlen

Ich bin die Fürstin der Finsternis  
Die Herrin der Dunkelheit  
Die Menschheit ist für mich kein Hindernis  
Sie sind einfach noch nicht soweit

Lilith ist mein Name, ich verachte eure Welt  
Mal Hexe und mal Dame, ganz wie es mir gefällt  
Ich ändere mein Aussehn, ich wechsel die Gestalt  
Kann euer Los vorrausehn, denn meine Zeit kommt bald

Auf sanften Flügeln durchstreif ich die Nacht  
Ich schwebe auf lautlosen Schwingen  
Und mit meiner fast göttlichen Macht  
Werd ich euch den Untergang bringen

Ich bin der Tod, der euch alle erreicht  
Ich mache keinen Unterschied  
Ob Mann oder Frau, ob arm oder reich  
Am Ende zählt nur mein Sieg

Lilith ist mein Name

Hätte mein Vater mich damals geliebt  
Wär alles ganz anders gekommen  
Doch ich bin niemand, der einfach vergibt  
Ich hol mir, was mir einst genommen

Ich bin euer Albtraum, raub euch den Verstand  
Ich warte nachts vor eurer Tür  
Tod oder Leben, liegt in meiner Hand  
Undendlich groß ist meine Gier

Sabine Brandt  
**Die Geliebte**

Die Vorhänge hoben und senkten sich im Rhythmus des Windes und verbargen die Welt draußen hinter einem durchsichtigen Schleier. Sie waren zu dünn und ihre rauchblaue Farbe zu blass, um das Tageslicht auszusperren. Und so flimmerte das Licht auf der Wand und verwandelte sie in ein lebendiges Kunstwerk aus Licht und Schatten.

Mitten in diesem Kunstwerk saß eine menschliche Gestalt, mit angewinkelten Beinen und leise vor sich hin flüsternd. Ihr dunkles Haar fiel weich über die Schultern und verbarg einen Teil des Gesichts, während der andere Teil von ihrer Hand und der Waffe, die sie hielt, verdeckt war. Draußen ging ein herrlicher Tag zu Ende, mitten im späten Frühling, in der Zeit, in der überall neues Leben erwachte. Überall, nur in diesem Zimmer nicht. In ihm war der Tod gegenwärtig und er verharrte noch immer, obwohl er gerade ein Leben mit sich genommen hatte. Die Gestalt die sich in das Kunstwerk eingefügt hatte, das der Tag aus Licht und Schatten an die Wand malte, sah aus, als wäre sie vom Künstler selbst dort platziert worden. Der gelbe Stoff ihres Sommerkleides und die bunten Blumen darauf bildeten einen farbenfrohen Kontrast zum Hintergrund und spiegelten die Lebendigkeit der Jahreszeit wieder. »Nur noch eine halbe Stunde, dann ist sie da und sieht was ich getan habe.«, wisperte sie. Das Ticken der Uhr wurde ihr schmerzlich bewusst. *Ticktack, Ticktack, Ticktack.*

Unerbittlich ließ die Uhr die Zeit verrinnen. Wie lange war es her dass der tödliche Schuss gefallen war? Zwei Stunden? Drei Stunden? Sie wusste es nicht. Das Einzige, was Carina sicher wusste, war, dass ihr in wenigen Minuten das Zusammentreffen mit seiner Frau bevorstand. Wie würde sie reagieren, wenn sie ihn so fand? Tot, auf dem Bett liegend mit leicht verträumtem Blick, als würde er an etwas Schönes denken. Schreien? Mit von Entsetzen gelähmter Zunge fliehen und Hilfe holen? Zu ihm eilen und ihn anflehen etwas zu sagen? *Ticktack, Ticktack, Ticktack.* Das Ticken ertönte mit jeder Minute eiliger.

Die Pistole noch immer in der Hand haltend erhob sich Carina vom Boden und strich sich mit dem Handrücken die Haare aus dem Gesicht. Gegenüber auf dem Bett lag der Mann, den sie geliebt hatte und nur das blutgetränkte Laken unter ihm verriet, dass er nicht mehr am Leben war. Sie hatte ihn nicht töten wollen. Alles was sie gewollt hatte, war mit ihm zusammen zu sein, aber das würden die Leute nicht verstehen. Für die Menschen war Carina Bross in Zukunft nichts weiter, als eine kaltblütige Mörderin. Um Himmels Willen! Was war nur geschehen? Wie hatte das nur passieren können? Tränen rannen ihre Wangen hinab. Noch vor wenigen Stunden hatte er sie in den Armen gehalten und geliebt. Hatte sie glaubend gemacht, alles würde wieder gut werden. Warum hatte er nur alles zerstören müssen und gesagt, dass es nur ein Abschied gewesen sei? Dass er seine Frau nicht verlassen und stattdessen sie fortschicken würde?

*Ticktack, Ticktack, Ticktack.*

Das Ticken der Uhr dröhnte in ihrem Kopf. Der Zeiger

rückte unaufhaltsam ein Stück vorwärts. Zielloos lief Carina im Zimmer auf und ab. Was sollte sie bloß tun? Wenn man sie hier fand würde man sie verhaften, anklagen und für den Rest ihres Lebens in eine Zelle sperren. Weglaufen? Zwecklos. Man würde sie früher oder später ohnehin finden. Jeden Moment musste die Frau eintreffen. Vielleicht nicht sofort, aber später gewiss, würde dieses Luder erfahren, dass er hatte bei ihr bleiben wollen. Nein, gewollt hatte er es nicht. Der einzige Grund war, dass er Angst gehabt hatte. Das er zu feige war um wieder bei Null anzufangen. Und weil diese Frau ihm das Leben zur Hölle gemacht hätte.

*Ticktack, Ticktack, Ticktack.* Carina wurde schwindelig. Wie viel Zeit blieb ihr noch? Zehn Minuten? Fünf? Jeder würde sie für eine kaltblütige Mörderin halten. Niemand wusste, wieso es passiert war. Der Gedanke daran, den Anblick seiner Frau ertragen zu müssen, wie sie trauernd und mit dem Gedanken im Kopf, er habe sie geliebt, dasaß, war unerträglich. Wie sie mit diesem triumphierenden Blick zu ihr herübersehen würde, der sagte: »Du warst nichts weiter als ein Spielzeug. Aber mich, mich hat er geliebt!« So war das nicht! Er hatte einfach nur Angst gehabt. Sie sank vor dem Bett auf die Knie.

*Ticktack, Ticktack, Ticktack.* »Aufhören, aufhören!«, schrie sie. Aber das Lied der Uhr verstummte nicht; es wurde immer schneller. Carina hatte sich gewünscht, alles würde anders verlaufen, aber er hatte ihr keine andere Wahl gelassen. Hatte ihr weh getan, statt ihr zu vertrauen. Sie verdiente es nicht, dafür bestraft zu werden, dass sie geliebt hatte! Keiner würde sie verstehen wollen. Man würde sie wie eine Verbrecherin bestrafen, obwohl sie keine war. Carina schluchzte.

»Es muss doch einen Ausweg geben! Es muss!« Sie ließ die Waffe auf den Boden fallen und raufte sich verzweifelt die Haare. Sie musste einen Weg finden um aus dieser Sache herauszukommen, ohne dass man sie bestrafte oder später schlecht von ihr redete. Der Brief! Oh nein, der Brief! Er hatte erzählt, dass er einen Brief an seine Frau geschrieben habe. Einen Brief, in dem er ihr alles gestand. Er sagte, darin stünde, dass er sie nicht verlassen wollte und seine Liebschaft beendet sei. Wenn seine Frau diesen Brief in die Finger bekommen würde, dann gäbe es für sie keinen Zweifel mehr, dass er sie wirklich geliebt habe und sie würde in Zukunft die Rolle der bemitleidenswerten Ehefrau spielen, der ihr Mann von der rachsüchtigen Geliebten genommen worden war. *Ticktack, Ticktack, Ticktack*. Gleich ist die Zeit vorbei!

Hastig sprang Carina auf und rannte hinüber in das Zimmer, dass sein Büro war. Sicher hatte er ihn dort irgendwo hinterlegt, mit der Absicht, ihn später seiner Frau zu geben, wenn sie nach Hause kam. Sie stieß die Tür auf und stürmte hinein. Sie zog eine Schublade nach der anderen auf und durchwühlte sie, solange, bis ihr Blick auf einen roten Umschlag in einem der Ablagekörbe fiel. Sie nahm ihn und riss ihn auf und las was auf den Blättern darin stand. Was sie las, versetzte ihr abermals einen Stich ins Herz; sie hatte den Brief gefunden. Sie rannte mit dem Brief in der Hand zurück ins Schlafzimmer, nahm das Feuerzeug vom Nachttisch und ging damit hinüber ins Badezimmer. Dort hielt sie das Feuerzeug unter die Blätter, bis sie Feuer gefangen hatten und die Flammen immer höher züngelten. Zufrieden ließ sie den Brief in die Wanne fallen und beobachtete, wie die Flammen das Papier verzehrten.

Sie musste zurück zu ihm. Einen Ausweg finden.

*Ticktack, Ticktack, Ticktack.* Sie hörte es noch immer, tief in ihrem Innersten. Ihr Blick wanderte zur Pistole, die vor dem Bett auf dem Teppich lag. Nachdenklich sah sie die Pistole an, dann wusste Carina was sie tun musste, um das zu bekommen was sie gewollt hatte, ohne seiner Frau auch nur den kleinsten Triumph gönnen zu müssen. Lächelnd ging sie zum Fenster und sah hinaus. Wie schön es dort draußen war! Alles blühte und die Natur erstrahlte in wunderschönen Farben. Am Horizont brach das letzte Licht des Tages, während die Dunkelheit der Nacht Einzug hielt. Sie wand sich vom Fenster ab und öffnete den Reißverschluss ihres Kleides. Während es auf den Boden glitt, streifte sie die Unterwäsche ab, bis sie schließlich nackt im Zimmer stand. Noch immer lächelnd holte sie einen Stift und ein Stück Papier aus dem Büro und schrieb in ihrer feinen Handschrift: »Es war für uns der einzige Weg, um für immer in Frieden zusammen sein zu können!« Sie legte es auf den Nachttisch. Carina ging noch einmal zum Fußende des Bettes, nahm die Pistole an sich und legte sich zu ihrem Geliebten auf das Bett. Zärtlich drehte sie ihn zu sich, so dass sie sich ansahen und legte seinen Arm auf ihre Hüfte, während sie die Pistole an ihre Schläfe hielt.

*Ticktack, Ticktack, Ticktack.* Die Uhr hatte ihre Macht verloren; es gab in diesem Zimmer niemanden mehr für den sie von Bedeutung war.

Mit einem flauen Gefühl im Magen öffnete Mia die Haustür. Heute war es also soweit. In der Auffahrt stand ein fremdes Auto und an der Garderobe im Flur hing eine Damenjacke, die einer anderen Frau gehörte.

Wieder einmal würde er sie also mit einer Geliebten konfrontieren und zwingen, einen Part in seinem widerlichen Spiel zu spielen. Ihm zu helfen, die überflüssige Geliebte loszuwerden, bevor er, reumütig wie immer, beteuerte, dass es das letzte Mal gewesen war. Dass er sie nicht verlassen und sie nie wieder enttäuschen wollte. Plötzlich fühlte Mia sich schrecklich müde. Nach all den Jahren in denen sie seine Liebschaften geduldet und kommen und gehen gesehen hatte, wünschte sie sich er würde endlich damit aufhören. Sie legte die Autoschlüssel in der Küche auf den Tisch, zog ihre Jacke aus und rief nach oben: »Schatz, bist du da?« Sie stieg die Treppe empor. Vielleicht hielt er ja dieses Mal, was er versprochen hatte, und es war das letzte Mal.

Timo Haacke  
**Heimliche Liebe**

Tag ein, Tag aus,  
'suchte ich dich auszublenden.  
Doch mein Herz war mir voraus,  
und meine Liebe zu dir,  
die ich immer trug bei mir,  
verlor die Fähigkeit zu enden.

Jahr ein, Jahr aus,  
'suchte ich sie zu gesteh'n.  
Geschickt zog es mein Verstand hinaus,  
dir zu beichten, meine Liebe,  
die mich leerte, wie ein Diebe,  
und danach flehte dich zu seh'n.

Ein Leben lang stieg ich dir in meinen Träumen nach,  
doch in der Welt der Träume war ich nicht daheim.  
Zwar hüpfte mein Herz ein dutzendfach,  
doch es war zu schön um wahr zu sein.

Michael Czellnik  
**Einen Schritt zu weit**

Und wieder war es Sommer, ein heißer noch dazu. Was nichts anderes hieß, als dass es wohl abermals einer dieser verdammten Tage werden würde.

Durch mein abendliches Ritual, in kürzester Zeit eine gigantische Menge an Alkohol in mich aufzunehmen, hatte der Morgen ebenfalls ein eingespieltes Ritual: Kopfschmerzen, Lichtempfindlichkeit, und den Wunsch, endlich zum Ende zu kommen.

Doch die Sache mit dem Ende ließ sich nicht mit der gleichen Leidenschaft umsetzen, wie das Konsumieren der Ursache für all diese Gedanken.

Ohne einen Spiegel wahrzunehmen, da ich wusste was mich erwartete, schleppte sich mein Körper die Treppe hinunter ins Erdgeschoss. Die Schmerzen in meinem Kopf hielten sich in Grenzen. Doch um diesem, vielleicht entstehenden, Desaster zu entgehen, verzichtete ich auf den Kaffee und öffnete mir eine Flasche Bier.

Noch bevor der erste Schluck in meine Kehle verschwinden konnte, setzte die Haustürklingel dem lustvollen Bemitleiden ein Ende. Die Außenwelt verlangte nach mir, was ausgesprochen ungewöhnlich war. Nicht einmal die mürrische Postbotin hatte ein Interesse, sich mit mir abzugeben. Meine Entscheidung zu öffnen oder mich dem Bier weiter hinzugeben, erschien dem Gast wohl zu lang. Ein weiteres Mal bimmelte die Glocke, wobei ich den kleinen Unterton des Vorwurfs deutlich heraushören konnte.

Wenn mich dieser Eindringling in diesem Zustand zu Gesicht bekam, war das abschreckend genug, was mich umso schneller zu meinem Bier zurück brachte.

Langsam kam mir die Haustür entgegen und das einfallende Licht weckte den Hauch einer Aggression. Plötzlich tauchte ein Kopf vor mir auf. Erschreckt zuckte ich zurück.

»Hey, ich bin Lilly.«

Ein hübsches zierliches Gesicht reckte sich mir entgegen und grinste, was um diese Uhrzeit nicht im Ansatz zu verstehen war. Noch bevor ich etwas erwidern konnte, schlüpfte sie in die Wohnung und blickte sich erwartungsvoll um. Mein Kopf vermochte solch hektischen Bewegungen nicht zu folgen, erst recht nicht zu verstehen.

»Warum ziehst du nicht die Rollläden hoch, es ist viel schöner wenn die Sonne einen begrüßt.«  
Und erneut grinste sie mich an, als habe sie soeben Troja entdeckt.

»Ich möchte bei dir wohnen, du hast doch nichts dagegen, oder?«

Ich musste zugeben, dass eine totale Überlastung noch geschmeichelt war, für den Prozess, welcher sich hinter den verquollenen Augen abspielte.

»Du redest wohl nicht sehr viel, das macht nichts, ich liebe ebenfalls die Stille.«

Mit einem gequälten Lächeln stellte ich dies allerdings in Frage.

»Du fragst dich sicherlich, wo ich herkomme.«  
Ich musste zugeben, dass meine Neugier bei weitem nicht so weit reichte. Viel mehr interessierte mich wann sie wieder ging.

»Ich bin vom Himmel gefallen, genau vor deine Tür.«

Jetzt war mir einiges klar. Mein Kopf war nicht der einzige, welcher in der vergangenen Nacht gelitten hatte.

»Ich weiß, dass du mir nicht glaubst, keiner glaubt mir, obwohl ich so oft zu Besuch komme.« Sie war schön, voller Vitalität und voll gepumpt mit ignorierender Naivität. Seltsamer Weise trug sie, obwohl draußen schon mindestens 20°C erreicht wurden, eine Kleidung, in der sie ohne Probleme in der Arktis hätte überleben können.

»Du trinkst wohl ziemlich viel Bier. Na ja, jetzt weiß ich wenigstens warum ich bei dir bin.« Die eine oder andere Nervenzelle in meinem zerrütteten Gefüge oberhalb meines ersten Halswirbels, entdeckte plötzlich ein starkes Interesse an den Aussagen der Polarforscherin. Doch bevor ich eine Frage in meinem Kopf formulieren konnte, öffnete sich abermals der Mund personifizierter Lebenslust.

»Du wirst heute Nacht sterben, aber sei unbesorgt. Einschlafen, träumen und nicht mehr aufwachen. Sie war der Meinung, dass dein Leid ausreiche.«

Es war 8.00 Uhr am Morgen und heute Nacht sollte ich sterben. Eine Nachricht, welche den ersten Eindruck von dieser Dame bestätigte: Ihr ging es noch schlechter als mir. Egal wie das Zeug hieß, was sie schluckte, es war wesentlich gefährlicher, als das was ich zu mir nahm.

»Willst du dein Bier nicht trinken?«

»Nein Danke, mir ist nicht mehr danach.«

»Sex?«

Ich schüttelte den Kopf. Ein seltsames fremdes Gefühl, nach dem ich mich vielleicht irgendwann einmal sehnte, manifestierte sich in meinem Herzen.

»Bist du ein Engel?« Die Frage zu stellen,  
bedeutete dem Wahn, Tür und Tor zu öffnen.

»Nein, nein, nein. Engel sind arrogant, langweilig  
und haben keinen Sinn für Humor. Ich bin Lilly.«

*Blätter fallen, doch nicht im Sommer.*

*Angst vor der Lust am Untergang, welcher noch vor  
Augenblicken der letzte Ausweg zu sein schien.*

*Die Lust am Spiel und nicht mehr hinsehen zu können,  
wenn der Würfel zum Stillstand kommt.*

*Blätter fallen, doch nicht im Sommer.*

»Es ist noch nicht soweit, ich bin nicht bereit.«

»Oh, doch«, das Gesicht der Polarforscherin  
wurde ernst, »du selbst flehdest um die Entscheidung.«  
Das ernste Gesicht verschwand und die zarte Hand hielt  
mir die geöffnete Flasche Bier entgegen.

»Ich habe wohl keine Zeit mehr bis zum Abend?«

»Es ist immer eine Frage der Einstellung, wie man  
mit der Zeit umgeht, doch in deinem Fall, fällt das  
letzte Korn im Stundenglas.«

*Es scheint vorbei, unaufhaltsam nähert sich die  
Wahrheit.*

*Keine Leichtigkeit, keine Bereitschaft,  
keine Zeit mehr um zu trauern.*

*Die Lust am Leid, verdrängt durch den pulsierenden  
Schlag des Lebens.*

»Nein, ich werde nicht trinken.«

Lilly zog die Flasche mit einem leichten Grinsen zurück.

»Du glaubst doch nicht, ich sei umsonst  
gekommen?«

Isabel Mißling  
**Ein Atemzug befleckter Lungen**

Die Leidenschaft so träger Zungen  
haucht kleine Bilder ins Gestirn  
Ein Atemzug befleckter Lungen  
dringt wehmütig in mein Gehirn

Die liebe Sonne hängt sich klagend  
allein im Universum auf  
Ihre Schmähung vornehm tragend  
nimmt sie den Mittelpunkt in Kauf

Kreischend gelangt ins Himmelsohr  
der Gesang des Tages Farben  
Vom Tanze erregt steigt er empor  
alles Schöne zu begraben

Gaby Schumacher  
**Kleine Blume, ganz groß**

Nach einem ungewöhnlich milden Winter besiegte der Frühling das Bild der dünnen Felder und kahlen Wälder. Er war jung, voller Kraft und zauberte überall zarte Pflanzen hervor, sowie winzige Blattknospen an die Zweige der Bäume. Sie alle streckten sich der Sonne entgegen, die sie mit jedem weiteren Tag mit immer wärmeren Strahlen verwöhnte.

Das Braun des Erdbodens verschwand unter einem stetig üppigeren, saftig grünen Teppich. Vielerorts zeigte er ein leuchtendes Farbenspiel. Das kam von den unzähligen kleinen und großen Blumen, die sich sacht im Frühlingswinde wiegten.

Auch die Tiere erwachten aus der Traurigkeit der vergangenen, kalten Monate. Weil sie das Frühjahr spürten, kleideten sie sich in leuchtende Farben, flogen und hopsten munter einher und übten ihre Arien. Manche bewiesen sich als wahre Meister. Andere schienen ihr Lied fast vergessen zu haben und komponierten es neu. Erst zögerlich, dann immer sicherer reihten sie Ton an Ton, bis sie sich schließlich stolz in ihre kleine Vogelbrust warfen und die fertige Melodie jubelnd zum Besten gaben.

Viele erwachsene Menschen bemerkten die Veränderung in der Natur, nahmen für Minuten oder, ab und zu, auch Stunden Abstand von dem nüchternen Alltag und erholten sich in Wiese und Flur. Sie hatten

sich einen Blick bewahrt für die zarte Schönheit rings um sie her, die zierlichen, sprießenden Pflanzen und ein Ohr für das zwitschernde Konzert der Vögel. Sie schlossen die Augen, sogen die reine Luft ein und lauschten mit frohem Herzen.

Die Kinder drängten nach draußen. Nichts hielt sie mehr in den Häusern. Anstatt auf den Straßen zu spielen, rannten sie lachend zu den umliegenden Feldern und hopsten durchs junge Gras. Ab und zu traute sich eines und legte sich für einen Moment auf jenen kitzelnden Teppich. Dabei blickte es auf all die frischen Blumen, die von wachsender Lebensfreude und der Aussicht auf Wochen und Monate wilder Abenteuerspiele im Freien erzählten.

»Ich pflück' welche für meine Mama!«, rief die kleine Amelie. Es sollte ein sehr bunter Strauß werden mit ganz viel Rot, Gelb und auch Weiß. Ja, Weiß durfte da nicht fehlen.

»Da vorne steht eine tolle, rote Blume!«, schlug ihr ihre Freundin vor.

»Das ist Mohn!«, erklärte Amelie stolz.

Dies kurze Gespräch hatten die umher stehenden Blumen mit Entsetzen belauscht.

»Au weia! Wie werden wir bloß ganz schnell ganz blass, damit wir den Menschenkindern nicht mehr gefallen?«, jammerte die Mohnblume, gar nicht mehr stolz auf ihr schönes Rot. Dabei hatte sie vor kurzem vor all den anderen Pflanzen des Feldes noch ganz furchtbar angegeben, wie schön sie doch sei.

»Das haste jetzt davon!«, hielt ihr ein sehr bescheiden auftretender, kleiner blauer Krokus vor.

»Das Angeben hat genauso kurze Beine wie das Lügen.« Einerseits tat ihm die Mohnblume ja doch Leid, aber um nichts in der Welt hätte er das zugegeben.

Die eingebildete Schönheit neben ihm überhörte diesen Vorwurf geflissentlich, obwohl sie sich insgeheim zugab, dass der Winzling mehr als Recht hatte. Darüber aber lange nachzudenken, blieb ihr nicht mehr die Zeit. Schon war Amelie bei ihr und rupfte sie mit einem kleinen Hauruck aus der Erde.

»Autsch!«, machte die Pflanze. Das blieb das Letzte, was die Wiese von ihr zu hören bekam.

In der einen Hand die Mohnblume haltend, entdeckte Amelie den kleinen Krokus.

»Ach, wie süß du bist!«, rief sie aus. »Ob ich dich auch mitnehme..?« Die Kleine legte grübelnd die Stirn in Falten und überlegte. Der Krokus versuchte verzweifelt, möglichst nicht mehr so gut zu duften. Seine Blütenblätter zitterten vor Angst im Winde.

»Ach, bitte lass mich leben!«, duckte er sich. Ob das Menschenkind ihn wohl verstünde?

Kinder mögen kleine Tiere und sind meistens sehr lieb zu ihnen. Genauso haben sie einen Draht zu allem Kleinen in der Natur. So, wie es jetzt Amelie bewies. Sie sah den nickenden Blumenkopf, blickte auf die bebenden Blütenblätter und die kindliche Fantasie tat ein Übriges.

»Duhuuh...«, sagte sie nachdenklich zu ihrer Freundin, »das sieht aus, als ob es schreckliche Angst hat. Wir sind ja auch so groß und es ist ja noch so klein.« Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: »Nee, das tu ich nicht. Der sieht hier viel schöner aus als in

Mamas Vase!« Sie wandte sich zum Krokus: »Hab` keine Bange, du niedliches Blümchen! Ich lass dich hier. Dann strahlt dich die Sonne an und du bist glücklich.« Der Krokus mochte zuerst an sein Glück kaum glauben. Doch dann reckte er seinen Kopf in die Luft und duftete aus Dankbarkeit ganz besonders gut. Seine Blütenblätter hörten auf zu zittern und es stand da wieder der kleine, bescheidene Krokus. Jedoch war er ausnahmsweise ganz stolz, denn Amelie hatte ja gesagt, wie niedlich er sei.

Das kleine Mädchen pflückte noch mehrere Mohnblumen und auch Margeritten und eilte zurück nach Hause. Die Mutter freute sich sehr über ihr Geschenk und stellte den Strauß in eine schöne Vase auf den Wohnzimmertisch.

Am nächsten Morgen rannte Amelie gespannt ins Wohnzimmer und war dann bitter enttäuscht. All die Mohnblumen hatten ihre Blütenblätter abgeworfen und boten ein trauriges, ja, gar hässliches Bild.

»Ihr seht jetzt aber doof aus!«, schimpfte das kleine Mädchen, griff sich resolut diese ehemals hochnäsigen Geschöpfe und warf sie in den Abfall.

Nachmittags aber besuchte es nochmals den kleinen Krokus. Der stand da aufrecht und streckte sich voller Lebensfreude der Sonne entgegen. Seine Blüte leuchtete in einem wunderschönen Blau.

»Du bist die niedlichste Blume hier weit und breit!«, flüsterte Amelie ihm zu.

Claudia Arp  
**Der zweifelnde Poet**

Wenn's nach meiner Nase ging',  
dann wär' ich ein Poet,  
doch es sagt eine inn're Stimm',  
dass mir dies Wort nicht steht.

Reime bilden, Sinn erfinden,  
ja, das schmeckt mir wohl,  
dabei ist's für mein Wohlbefinden  
nur ein Umkehrpol.

Nach 'nem schlechten Tageswerk  
schau ich gern tief ins Glas,  
da werden meine Worte derb  
und spinnen mir den Spaß.

Ich dichte eine schöne Kunde,  
die's so gar nicht gab,  
und diese kleine Freudenstunde  
vertreibt mir Furcht und Klag'.

Doch schenkt mir mal das Leben ein,  
in Übermut und Glück,  
ein Gläschen voll mit Sonnenschein,  
dann schreib ich auch ein Stück.

Mit Wehmut und Betroffenheit  
Entspringt mir nun das Wort,  
das Elend meiner Menschlichkeit  
nimmt mich zu sich an Bord.

Es spannt der Herrscher über Frust,  
mich hart in sein Geschirr,  
zerpeitscht mir meine Dichtenslust  
in sinnloses Gewirr.

Die Sätze streicheln, lieben mich,  
doch manchmal ist's auch Hohn,  
und dieser sagt mir eindringlich  
in rauem, bösem Ton:

Wenn's nach deiner Nase ging,  
dann wärst du ein Poet,  
doch hör auf meine kluge Stimm',  
dass dir dies Wort nicht steht.

Timo Haacke  
**Wie es sich lebt**

Wohin geht die Liebe, wenn sie geht? Ich habe diesbezüglich meine ganz eigene Theorie, aber diese werde ich heute nicht verraten. Heute nehme ich dich mit auf eine wunderschöne Insel, von der ich weiß, dass sie auch dir ein Begriff ist. Sie hat es mir geflüstert. Sie hat mir jene aufregende Szenen geschildert, die du in deinen Träumen auf ihr gelebt hast. Aber das soll keine abschreckende Wirkung auf dich haben. Vielmehr möchte ich, dass du dich mir anvertraust. So wie ich mich dir anvertraue. Vertrauen ist Magie. Und Magie ist alles, was uns ausmacht.

Ich stand einmal auf der letzten Stufe einer Treppe, die mich in eine andere Welt lockte. Hermes' Gesang hatte mich verführt. Doch an diesem letzten Punkt einer möglichen Umkehr, überfiel mich die Feigheit. Die Ungewissheit darüber, was mich in der neuen Welt erwartete, war zu groß, als dass ich sie hätte überwinden können. Überwindung verlangt Mut. Und Mut verlangt Liebe. Wie aber Lieben ohne Magie? Die Umkehr war allein nicht zu bewältigen. Jede Stufe, die ich zuvor so selbstsicher gesprungen war, stellte nun ein meterhohes Hindernis dar. So verweilte ich eine Ewigkeit dort unten. Fern jeglicher Beachtung und so nah der absoluten Leere. Weißt du was ich glaubte? Ich war der Meinung, ein Engel zu sein. Oder sonst etwas zwischen Himmel und Erde, nur eben kein Mensch. Menschen waren die Ungeheuer, die mir das Verstehen des Lebens so sehr erschwerten.

Eines Tages geschah etwas, was ich nie zu hoffen gewagt hatte. Jemand reichte mir seine Hand. Ein Funken von Leidenschaft, Witz, Charme, Trauer und Liebe drang in mein Herz. Es war ein Funken Magie! Und mit einem Schlag wurde mir klar: Ich hätte bloß meine Augen öffnen müssen! Denn wenn man genau hinsieht, dann erkennt man, dass die Welt voller Engel steckt. Eigentlich sind es Menschen und du erkennst, dass auch du ein Mensch bist, und es eben die Ungeheuer sind, die keine Menschen sind. Mit Vertrauen lassen sich nicht nur die 500 Stufen bestreiten, die mir den Blick gen Himmel versperrten. Ob du es glaubst, oder nicht.

Christian Laumann  
**Absolute Power**

Ist Ozzy Osbourne eigentlich immer noch am Leben?  
Wenn nicht, bin ich kaputter, als er es zu seinen  
Lebzeiten je war.

Ehrlich, Leute.

Mein Leben hat keinen Sinn mehr.

Ich bin ein Alkoholiker mit verdammten  
Bauchschmerzen.

Meine Nerven schmerzen und in letzter Zeit bin ich  
nervös.

Alles was ich in meinem Rauschzustand jetzt noch  
weiß, ist, dass das Kostbarste hier jetzt nur noch meine  
Zeit ist.

Ich habe die Zeit nie geschätzt, bis sie vorbei war.  
Mit meiner Frau bin ich fertig, weil sie mir auch nicht  
helfen konnte.

Und obwohl ich sie nicht mehr wollte, verkrafte ich  
ihren Verlust nicht.

Wir Menschen sehen immer erst im Nachhinein, was wir  
wirklich hatten.

Ich habe in den letzten Jahren so viel gesehen, Leute.

Ich sah wie schnell die Dinge sich ändern.

Wie schnell Menschen kommen und gehen.

Leute die ich gekannt hatte, sind plötzlich ganz weit  
weg.

Und Fremde plötzlich so unglaublich nah.

Ich rede wirres Zeug, oder?

Mein Magen rumort. Könnte Krebs sein.

Oder ein Magengeschwür.

Oder beides zusammen.

Irgendwann bricht alles in sich zusammen.  
Nichts ist für die Ewigkeit, liebe Brüder und Schwestern.

Die Klagelieder Jeremias, Kapitel 1:

›Schaut doch und seht, ob irgendein Schmerz ist wie  
mein Schmerz, der mich getroffen hat; denn der Herr  
hat Jammer über mich gebracht am Tage seines  
grimmigen Zorns.‹

Heiliger Stuhl ist auch nur Scheiße.

Ich erwarte nicht, dass ihr mir folgen könnt.

Ich köpfe die nächste Flasche und frage mich, was ich  
mit dieser machen würde, wenn ich darin die ganze  
Wut meiner Generation füllen könnte. Den ganzen  
Hass. Die Frustration. Die Gewalt.

Würde ich diese Flasche mit meiner Hand zu Splittern  
zerquetschen?

Oder sie durch die Fenster des Bundestages  
schmeißen?

Ich weiß es nicht.

Vielleicht würde ich mit den Splittern auch irgendeinem  
Heinz das Gesicht zerkratzen.

Ich kann ein echter Wichser sein, wenn man mich dazu  
verleitet.

Manchmal will mein Mittelfinger einfach nicht  
runtergehen.

Wie soll ich winken?

Um mir das Trinken abzugewöhnen sagt mein  
Therapeut immer, dass ich im Alkohol keine Antwort  
auf meine Fragen finden würde.

Er hat Recht.

Aber erst im Alkohol vergesse ich meine Fragen.

Wo war ich?

Ach.

Seht ihr.

Was ich eigentlich sagen möchte ist...  
Ich habe die Kraft, etwas zu bewegen.  
Ich kann den Regen aufhalten.  
Ich habe die absolute Power.  
Tief in mir.  
Ehrlich.  
Ich sehe nicht aus wie Superman, aber das heißt noch  
lange nicht, dass ich keiner bin.  
Ich möchte die Welt retten, aber das wollen so viele.  
Wir spenden Geld an Hilfsorganisationen.  
Stopfen unsere alten Klamotten in Sammelcontainer.  
Wir zahlen Entwicklungshilfe.  
Und noch immer warten wir alle auf die Apokalypse.  
Unsere Worte und unser Handeln sind wie ein Wind, der  
nicht stark genug ist, dunkle Wolken zu vertreiben.  
Unser Wind hat kein Ziel.  
Unserem Wind fehlt das Segel, Freunde.  
Wir erleben verlogene Welten.  
Auf der Jagd nach großem Reichtum treffen wir auf  
Fälscher und Betrüger.  
Deswegen nehmen wir Drogen in Mengen.  
Versuchen damit die Wogen zu glätten.  
Und beim nächsten Blick in den Spiegel merken wir  
plötzlich, dass wir dadurch wie Rosen verwelken.  
Wir sollen an Gott glauben.  
Ich frage mich, wie wir in Zeiten des Terrors an Gott  
glauben sollen.  
Wie sollen wir Gott akzeptieren, wenn wir uns selbst  
nicht akzeptieren?

Isabel Mißling

## Von der Gegenwart falscher Notwendigkeiten

Kicherte sie und betrachtete nüchtern die Situation, aus der sie gewagt zu fliehen versuchte. Gedankenlesen ist nicht gerade eines der konventionellen Talente des Menschen, sie aber schien diese Kunst zu beherrschen, ohne als Künstlerin auf diesem Gebiet zu gelten oder gar Ruhm damit zu ernten. Jedoch einige waren sich ihres Könnens bewusst und nutzten dies weniger gut gemeint und zu konspirativen Zwecken aus. Man verabredete sich gelegentlich am Ufer des städtischen Flusses, wo sich die Gedanken trafen und wo man lauschte und schwafelte, aus den Fugen seines Plans geriet, um sich schließlich wieder aufzurichten. Die Wellen waren besonders mager und der Wind erledigte nur gemächlich seine Arbeit. Drinks wurden geschlürft, die Sehnsucht nach Abwechslung legte sich mit dem Glaube, das Leben verändere sich schon von selbst. Nichts könnte dieser Szene mehr Ausdruck verleihen, als der Aufstieg der Sonne in ihren Zenit und nichts könnte den beiden argwöhnischen Frauen mehr behagen als der Drang ihrer menschlichen Umwelt nach jeder auch noch so geringen Abkühlung des Gemüts. Schwer lastete die Glut des Sommers auf der Haut jener, die sich dem goldenen Schein unterworfen hatten und sich aufopferten vor gewaltiger Kulisse zu verbrennen.

»Natürlich ist es drückend heiß am heutigen Tage«, ihre Ausdrucksweise versprach einiges und machte Lust auf mehr, »doch würde ich Ihnen empfehlen trotz allem Unterwäsche zu tragen«,

kicherte sie und verlor sich ungewollt im unangebrachten Rededrang. »Halten Sie es tatsächlich für notwendig, mich mit Ihrer Einmischung, meinen Lebensstil beurteilend, leben zu lassen? Oder ist es Ihre Position, die Ihnen die Möglichkeit verleiht sich über mich lustig zu machen oder ist es Ihre neu gewonnene Autorität, welche Sie am nächsten besten wohl ausgetestet wissen wollen?«.

»Glauben Sie mir. Nichts ist beharrlicher als die Konversation mit dem eigenen Schatten«, sie erwog eine Künstlerpause, die zu nichts führte und so verirrte sich ihr Gesagtes in den trostlosen Versuchen der Wolken, die Welt von der Atmosphäre abzuschotten. Lange war es still, nicht still genug, dass es unangenehm sein konnte. So blieb es bei einem vertrauten Schweigen der alten Frauen und beide genossen es sichtlich. Nur ein kleiner Windhauch, ein Seufzen der Natur, bot ein Fortsetzen der Unterhaltung an.

»Möglich, dass er recht hatte«, kicherte sie.

»Wen meinen Sie?«, erwiderte sie mechanisch, »Nicht, dass es nicht offensichtlich wäre, ich frage aus Höflichkeit.«

»Ich danke Ihnen, senile Tante. Auf Ihr Bemühen verzichte ich vornehm.« Sie sah sich nicht verletzt, eher verdattert über die Aufrichtigkeit ihrer Artgenossin. Tief atmete sie die schwüle Luft ein und holte weit aus, um das Thema zu wechseln. »Auch ich habe einst meine Orientierung verloren und das war das schönste, was mir je in meinem Leben passierte. Taub, stumm und blind tastete ich mich durch eine ungewohnte Welt, konnte weder atmen, noch schmecken, mir war nicht annähernd bewusst was sich in meiner direkten Reichweite befand. Mit den Sinnen, die mir blieben,

versagte ich klar zu denken und ich war nicht versucht, das bestmögliche aus meiner Situation zu machen. Ich versagte darin, perfekt zu sein, dass ich schließlich keine Definition mehr für Vollkommenheit fand und auch kein Bedürfnis mehr verspürte vollkommen zu sein. Ich sah die Welt mit unbefleckten Augen, so eröffnete sich mir ein Kosmos voller unbekannter Farben und ich nahm die Dinge so wahr, als wäre ich gerade geboren. Es gab keine Normen und es gab kein Richtig oder Falsch, keine Wahrheit, keine Realität, Relevanzen existierten genauso wenig wie Belanglosigkeiten. Das Böse funktionierte nicht und das Gute fand keine Konkurrenz. Ich fiel zu Boden, wurde in einen Strudel aller Materien gesaugt und landete dort, wo sich die Himmelsrichtungen verschmolzen und sich jenseits alles Erlebten, Produkte der verzerrten Logik keinen Sinn mehr ergaben. Mein Dasein, sowie alles da Gewesene war nicht legitim und hatte auch keinen Anspruch auf eine Erhaltung seiner Individualität. Ich rede nicht vom Tod, ich spreche vom Sterben.«

Die Wolken hatten sich nun theatralisch zu einer Figur verformt, welche die Welt im Dunkeln stehen ließ. Kein einziger Sonnenstrahl drang durch die dichte Decke der lebhaften Gestalt, die sich am Himmel zur Schau stellte.

»Wie zum Teufel kommen Sie dazu vom Sterben zu berichten, auch ich könnte mir wohl eine solch einwandfreie Geschichte erdenken, mir allerdings fehlt der Atem für derartig törichtes Gebrabbel. Bitte verzeihen Sie, meine liebste, aber Ihre Gedanken sind mir zu willkürlich, Ihre Wortwahl zu überheblich, das Thema zu grausam. Verstehen Sie mich richtig, aber ich

gedachte den heutigen Tag ruhig angehen zu lassen, mit leichter Kost und meinetwegen ein bisschen Melodramatik. Mehr, so weiß ich, würde ich nicht verkraften können. Also ergebe ich mich bewusst der Angewohnheit und möchte mich aufrichtig nach Ihren Erlebnissen der letzten Woche erkundigen.« Offenbar stutzig über die Erzählungen der senilen Tante, versuchte sie eine Wendung des Gesprächs zu provozieren.

»Die letzte Woche«, entgegnete die senile Tante nachdenklich, »sie verlief wie jede Woche, ich denke so, wie Sie es auch aus Ihrem Leben kennen. Der Alltag verdrängt das Ungewöhnliche, denn ungewöhnliches ereignet sich nur in den Jahren der Jugend. So hatte ich mich für einen Kurztrip in eine mir unbekannte Stadt entschlossen und auch wenn ich noch nie dort war, so wurde mir doch nichts neues geboten. Alles verlief in einer so beängstigen Routine, wie die Routine hier auch an Überhand gewinnt. Die Penner pöbeln uns in fremden Städten genauso belästigend an wie hier, die kleinen rustikalen Wirtshäuser sind ebenso deprimierend, die Straßen verschmutzt und das Leben ist eingeschlafen. Ich ging in eine Art Bäckerei, um mir überteuerte Grundnahrungsmittel einzuverleiben und kam zu diesen Gedanken. Begleitet vom Stöhnen eines dem Glücksspiel verfallenden Mannes, setzte ich mich an einen verdreckten Tisch. Das monotone Piepen des Automaten drang schrill in meine Gehörgänge und ich stand kurz davor mich in das Leben des Mannes einzumischen und darum zu bitten, sein Spiel zu beenden. Doch dies widerstrebte meinen toleranten Ansichten und ich ließ seine Sucht in Ruhe an den Fäden der Freiheit ziehen.« Sie lehnte sich an die Schulter ihrer Gesprächspartnerin und erwartete eine

Reaktion von ihr. Sie reagierte:

»Wie kamen Sie eigentlich dazu Weihnachten einfach aufzuessen!«

»Und wie kommen Sie darauf, dass ich Weihnachten aufgegessen habe?« Beide schauten sich verunsichert an.

»Verzeihen Sie, ich habe Ihnen wohl die letzten Minuten nicht mehr zugehört.« Wieder begannen sie zu schweigen, ihre Gedanken schwirrten orientierungslos mit dem Wind gen Süden, wo sie sich schließlich trafen und endlich Übereinstimmung fanden.

»Ich raffte mich auf, die Lebensflamme zu schürfen. Die Löcher der Melancholie buddelte ich in der Zuversicht, die Samen der Liebe pflanzen zu können, und erntete das Unkraut der Romantik, des Kitsches und der Geschmacklosigkeit. Ein Kollektiv bläst Trübsal, weil ich es bin, wenn der Sturm uns unter die Mäntel schaut.«

Claudia Arp

## Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,  
so sagt man gerne dann und wann,  
doch steht ein Baum in großer Runde,  
dann ist der Apfel ja im Grunde,  
dem nächsten Stamme auch sehr nah.

Das war mir jedoch noch nicht klar,  
als ich den Apfel nehmen wollte,  
der mir den Hunger stillen sollte.

Der Baum von links machte böse Miene,  
warum ich mich denn gar nicht zieme,  
den seinen Apfel mir zu greifen.

So fing ich schnell an zu vergleichen:  
Rechts von mir steht auch ein Baum,  
vielleicht bemerkt mich dieser kaum,  
wenn ich den Apfel ihm entwende.

Doch nein, er fuhr mich sauer an,  
ob ich mich nicht beherrschen kann.

So meinte ich in meiner Not:  
Deine sind grün und dieser ist rot,  
auf deinen war ich nicht versessen,  
also werde ich den roten essen.

Ich wollte ihn vom Boden klaben,  
doch der Apfel mochte es nicht glauben,  
dass er dem Stamm nicht angehört.  
Er sagte, ich sei unerhört.

Sodann entbrannte lauter Streit,  
über dessen Eitelkeit.  
Er solle sich jetzt nehmen lassen,  
er würde zu keinem Stamme passen.

So wollte ich ihn dann verzehren,  
bevor die nächsten aufbegehren,  
doch der Apfel wurde rabiat.  
Er sagte etwas von Verrat,  
die Bäume hätten sich verschworen,  
er sei als Opfer auserkoren.  
Dreist sei ich, und auch befangen.

Mir ist der Hunger dann vergangen.  
Ich wollte mich vom Acker schleichen,  
heimlich dem Geschrei entweichen,  
mir reichte es nun allzu sehr.

Der Apfel fand das gar nicht fair,  
die Bäume schalten mich, mir sei,  
das plötzlich alles allerlei,  
dabei sei der Streit in ihrer Runde,  
nur meine Schuld, so war die Kunde.

Da ging ich fort, denn ich war Leid,  
der Äpfel Wahl, der Bäume Streit.  
Drum dacht ich mir und rieb die Stirne,  
beim nächsten Mal ess ich ne Birne.

Anita Wildenros  
Im Café

Morgens um halb acht,  
hab' ich mir gedacht,  
es wäre wunderschön,  
in ein Café zu geh'n.  
Also: Jacke an.  
Und mit lock'rem Gang  
in das Café hinein;  
Der Tisch am Fenster, der ist mein!  
Frischer Kaffeeduft  
liegt in der Luft;  
lässt mein Herz schneller schlagen.  
»Latte Macchiato«, hör' ich mich sagen.  
Während ich meinen Kaffee schlürfe,  
öffnet sich die Eingangstüre;  
ein Herr betritt den Laden,  
dem könnt' ein Kaffee echt nicht schaden:  
Zerzaustes Haar,  
der Blick nicht wirklich klar.  
So tritt er an den Tresen,  
die Karte zu lesen.  
»Was möchten Sie denn haben?«,  
hör ich die Bedienung fragen.  
»Einen Kaffee halt.«,  
sagt er eiskalt.  
Mit fester Stimme, hoch motiviert,  
beginnt die Bedienung routiniert  
die Karte aufzuzählen.

Er könne wählen:  
»Kaffee mit Zucker, Kaffee weiß,  
Kaffee kalt, Kaffee heiß;  
Oder lieber mit Aroma?«,  
fragt sie ohne Punkt und Komma.  
Dann, ich bin wirklich irritiert,  
sieht er sie an, ganz schockiert,  
und sagt erneut:  
»Einen Kaffee halt.«  
Ich höre schmunzelnd zu,  
als die Bedienung voller Ruh'  
weiter aufzählt,  
damit er endlich wählt:  
»Milchkaffee, Cappuccino Grande.«  
Dann erwähnt sie ganz am Rande:  
»Wiener Melange und Latte Macchiato.«  
Es geht weiter im Stakkato:  
»Kaffee entkoffeiniert,  
Kaffee vollaromatisiert;  
Einen Espresso vielleicht?«  
Ist das Ende noch nicht erreicht?  
Immer länger wird des Herrn Gesicht.  
Und als er endlich spricht,  
klingt er recht verloren  
und ich traue kaum meinen Ohren:  
»Einen Kaffee hätt' ich gern.«  
Ist der denn von 'nem and'ren Stern?  
Warum konnte er nicht wählen?  
Wieder begann sie aufzuzählen:  
»Kaffee mit Zucker, Kaffee weiß.  
Kaffee kalt, Kaffee heiß.  
Kaffee entkoffeiniert,  
Kaffee vollaromatisiert...«  
Nun wurde es dem Herrn zu bunt.

Laut tat er seinen Unmut kund:  
Dass er an diesem Morgen,  
habe gänzlich and're Sorgen!  
»Ich wollt' doch nur...«,  
sagt er dann stur,  
»...einen Kaffee haben,  
wollt' mich in Ruhe daran laben.«  
Die Bedienung konnt' nun nix mehr sagen.  
Eilig rennt er aus dem Laden.  
Ich trinke heiter,  
meine Latte Macchiato weiter.  
»Kann ich noch was bringen?«  
Ob sie gleich beginnt zu singen?  
»Woraus kann ich wählen?«  
Die Bedienung beginnt aufzuzählen...

Ina May  
**Sich um Ecken gedacht**

Wieder mal, nach langer Strecke;  
man biegt um eine unbekante Ecke nach der anderen -  
erfasst man,

was so eine Reise ausmacht.

Es versteht sich nicht gerade von allein,  
dass der Auslöser ungemein hartnäckig  
sein kann.

Das ist er aber und besonders dann,  
wenn dieser am Boden liegt  
und der Wagen in gestrecktem Galopp  
diesen Jemand umgemäht -  
salopp gesagt...

Kaum zu atmen gewagt.

Ausgestiegen

und nach einem gründlichen Sichverbiegen  
ausgelotet:

Was ist denn da passiert? -

Tot, oder schlimmer...

Nein, nimmer in böser Absicht gehandelt,  
lediglich zu rasant unterwegs

im schwindenden Licht

ein Buch neben sich

und darin ein wenig geblättert.

Ein Schreibender kann der Liegende nicht sein,  
ansonsten wäre er wohl kaum so unfein und gemein,  
sich ausgerechnet hierhin zu legen,  
zwischen vier Reifen und auf blankem Asphalt –  
kalt ist er schon... irgendwie jedenfalls.  
Und die Taschenlampe taucht es nun endlich ins Helle:  
Der Schnelle ist nur eine Puppe,  
lebensgroß und erschreckend echt;  
doch das Pech hält sich in erträglichen Grenzen,  
der Wagen ist ganz  
und die nagelneue Buchidee –  
die ist auch nicht schlecht.

Michael Czellnik  
**Hausnummer 13**

Ich komme langsam in ein Alter, in dem sich Selbstgespräche häufen. Das Schlimme daran, sie fangen mit ›Ach ja, das waren noch Zeiten‹ an. Ein sicheres Zeichen die vierzig auch geistig erreicht zu haben, liegt in dem Umstand in einer Schlange vor einer Kasse in einem Supermarkt nicht mehr nervös zu werden. Doch glücklicherweise geht es mir nicht im Ansatz so, wie dem Fünfzig-Plus-Projekt vor mir, dessen Gesichtszüge schon jegliche Hoffnung auf Regung sprichwörtlich begraben haben.

Wegen zwei Flaschen Wein stehe ich nun schon fünfzehn Minuten an der Kasse. Immer wieder versuche ich mich erneut zu motivieren, die Zeit sinnvoll zu nutzen. Es gibt unglaublich vieles, dass lohnend wäre, in solch schweren Momenten näher betrachtet zu werden. Doch die zunehmende Leere in meinem Kopf verwandelt mich langsam selbst in ein Fünfzig-Plus-Projekt. Nach weiteren zehn Minuten stehe ich endlich vor ihr, jener Frau, an die ich in den letzten fünfundzwanzig Minuten immer wieder denken musste. Ich war mir sicher, es würde nichts schief gehen.

»Du Papa, kannst du mir nicht etwas zu Essen kaufen.«

Mein Blick lag auf meinen Weinflaschen und ich wunderte mich, warum die beliebte Dame sie nicht über den Scanner wandern ließ. Fragend blickte ich in ihr pralles Gesicht. Die Augen sprühten einen Feuerstrom des Unverständnisses, unterstrichen von dem entschlossenen Blick eines Henkers. Der Kopf des zu

Fleisch gewordenen Hasses wechselte zwischen mir und einem kleinen Mädchen, welches mich lächelnd, jedoch mit Trauer in den Augen, anblickte.

»Bitte. Nur ein kleines Stück trockenes Brot, Papa.«

So langsam versuchte sich mein eigentliches, analog zu der Unverständnis entwickelndes, Problem zu manifestieren. Die Dame an der Kasse schien gleich zu explodieren. So schnell es ging, spielte mein Gehirn alles an Möglichkeiten durch, um dieser Katastrophe zu entgehen. Ergebnis meiner vorausschauenden Überlegungen war: Papa, so wie in den üblen Filmen zur besten Sendezeit.

Die junge Dame ergriff mein Hemd und zerrte mich zurück in den Laden. Die kleiner werdenden Weinflaschen auf dem Gummiband hinterließen die Gewissheit, abermals anstehen zu müssen. Weitere wundervolle fünfundzwanzig Minuten, die auf mich warteten.

Erst, als ich die Weinflaschen in meinem Inneren als verloren akzeptierte und mich der Feuer speiende Drache an der Kasse nicht mehr bedrohte, war es an der Zeit abzurechnen. Doch noch bevor ich zu einer reißenden Bestie mutierte, schlug die Kindheit abermals gnadenlos zu.

»Ich heiße Rosa und ich brauche Hilfe. Mein Vater sagt, suche dir einen netten Menschen und frage ihn, du wirst sehen, er wird nicht ablehnen.«

Ich denke daran, schreiend aus dem Supermarkt zu rennen, um nie wieder zurück zu kehren.

»Mein Vater schläft schon seit drei Tagen, glaube ich. Und er hat zu wenig eingekauft, ich hab alles gegessen, was noch da war. Aber jetzt?«

»Dein Vater schläft seit drei Tagen?«

Das kleine Mädchen nickt und dann fing sie an zu weinen. Ich spürte wie mir der Boden unter den Füßen weggerissen wurde. Im Augenwinkel regte sich der Drache. Auf beiden Händen aufgestemmt atmete das Monster in tiefen Zügen. Die Geschwindigkeit in meinem Hirn nahm zu, auch wenn es sehr widerwillig geschah.

»Was hältst du von einer Pizza?«

Rosa nickte:

»Aber nur, wenn viel Fleisch drauf ist.«

»Du meinst Wurst, so etwas wie Salami.«

Die junge Dame schüttelte, wohl wissend was sie wollte, den Kopf:

»Nein, ich meine eigentlich Fleisch.«

»Du möchtest ein Steak auf deine Pizza?«

»Ja, das ist auch Okay.«

Eine wunderbare Eigenschaft von Problemen liegt in der Tatsache, dass sie nie alleine kommen. Durch den eigenwilligen Wunsch der Pizzagestaltung, kam eine frische und schnelle Lösung nicht mehr in Frage. Kein Italiener war mir bekannt, der zu solch kreativen Leistungen im Stande war.

Da half nur Tiefkühlkost weiter, zumindest was die Pizza anging. Die nächste Problematik: Wo sollte dieses kulinarische Experiment das Licht der Welt erblicken? Doch Rosa wurde es anscheinend zu langweilig, mir beim Gedanken machen zuzuschauen.

»Wir wohnen hier ganz in der Nähe und ich hab einen riesigen Hunger.«

Mein eigentlicher Wunsch lag in dem Erliegen einer plötzlichen Ohnmacht. Ich gehe mit einem kleinen Kind, vielleicht zehn Jahre alt, in die Wohnung ihrer Eltern um zu kochen. Allein die Tatsache, dass wohl Herr Papa seit drei Tagen schlief, ließ diese

Entscheidung nur zögerlich zu.

Doch Rosa nahm keine Rücksicht. Sie sammelte alles ein, was auf eine Fleischpizza gehörte. Der Drache an der Kasse hatte meine Weinflaschen wieder zurück ins Regal gestellt. »Kümmere dich, du mieser Alki«, so konnte ich es in den blutunterlaufenen Augen lesen.

Für eine Ortsbeschreibung, die ausnahmslos »hier in der Nähe« beinhaltet, waren wir bemerkenswerte fünfundvierzig Minuten unterwegs. Ich einigte mich mit Rosa, dass nächste Mal »fast in der Nähe« zu formulieren, was eine ständige Nachfrage über den Zielort überflüssig werden lässt. Unsere Füße trugen uns in eine typische Vorortsiedlung. Alles war sauber, gepflegt und selten störte ein Mehrfamilienhaus die Stimmung der Eigenheimbesitzer. Die Tür mit der Hausnummer »13« passte zu Rosas Schlüssel.

Genau in dem Augenblick, als sich das hölzerne Werk öffnete, um Einlass zu gewähren, sollte die sofortige Flucht, die klügste meiner Entscheidungen gewesen sein, hätte ich sie getroffen.

»Wo ist eigentlich deine Mutter? Ich meine, wusste sie denn nicht, wie müde dein Vater war?« Rosa ging ein paar Schritte weiter in den Flur und blieb vor einer weißen Tür stehen:

»Ich weiß es nicht. Am Morgen erzählte er mir, dass sie fort musste und danach legte er sich in den Keller, um seine Seele zu reinigen.«

Ich musste an meine zwei Flaschen Wein denken. Wie schön wäre es jetzt, sich intensiv um ihren Inhalt zu kümmern. Rosas Finger zeigte auf die weiße Tür:

»Dort unten schläft er.«

Nicht nur, dass ein Dreitageschlaf eine bemerkenswerte Müdigkeit voraussetzt. Dies dann aber auch noch im Keller zu praktizieren, bestätigte meinen Verdacht, an

einem ausgesprochen ungewöhnlichen Ort zu sein. Rosa ging weiter und forderte mich mit einem Kopfnicken auf, ihr zu folgen.

Wohnzimmer und Esszimmer präsentierten sich in einem modernen Stil unter Einhaltung der höchsten hygienischen Sicherheitsstufe. In einem solchen Wohnbereich könnte man ohne Probleme Mikrochips herstellen, ohne auch nur ans Staubwischen denken zu müssen. Selbst in der Küche herrschten Verhältnisse wie in einem Reinraum. Mein Blick fiel auf die Straßenschuhe an meinen Füßen, doch wollte ich diesen Gedanken nicht vertiefen.

Rosa begann damit, die Lebensmittel auszupacken und all jenes Drumherum herzurichten, was man eben brauchte um eine sehr fleischige Pizza herzustellen.

»Soll ich mal nach deinem Vater schauen, vielleicht geht's ihm ja nicht so gut?«

»Wenn du möchtest, doch darfst du ihn nicht erschrecken, sonst kann es passieren, dass seine Seele nicht wieder in sein Herz findet.«

Ich nickte etwas verstört und versuchte ein weniger gelungenes Lächeln in mein fragendes Gesicht zu zaubern.

Niemals wieder würde ich den Wein in diesem Supermarkt kaufen. Alles nur noch über das Internet. Rosa war unbeeindruckt dabei, mit routinierten Abläufen dem Essenswunsch Gestalt zu geben.

»Kommst du denn nicht mit?«

»Nein, mein Vater hat mir verboten in den Keller zu gehen, weil es dort nicht gut für mich ist.«

Ich musste zugeben, es beschlich mich das Gefühl, die Angelegenheit Keller ins nächste Jahrhundert zu verschieben.

Während meine Füße den zweifelnden Körper zu der weißen Holztür trugen, versuchte ich mich mit dem Gedanken anzufreunden, auf einen kalten, übel riechenden Körper zu treffen, welcher selbst mit einer Sprengung dieses Hauses nicht zu erschrecken war. Ohne ein Knarren der Tür öffnete ich in Zeitlupe den Gang in die Tiefe. Der eindringende Lichtschein erhellte graue Betonstufen. Ich konnte spüren, wie der Mut aus meinem Herzen mit der gleichen Geschwindigkeit gesaugt wurde, mit welcher das Licht, seine Strahlen in die Tiefe sendete. Aus der Küche erreichten mich die vertrauten Geräusche der Essenzubereitung und erinnerten mich daran, nicht als Feigling zurückkehren zu können. Neben schwitzenden Händen und weichen Knien, sendete nun auch der Magen seine Warnung an mein Gehirn.

Der klickende Lichtschalter ließ den einen oder anderen Gedanken an Monster, Vampire und Untote verblassen. Je tiefer ich die Stufen hinunter schritt, umso mehr eröffnete sich mir ein typischer Kellerraum: Regale, Werkzeuge und Einmachgläser. Nach zwei weiteren Stufen, ein Fuß und noch ein Fuß. Zögerlich reckte ich meinen Kopf nach vorne, ohne es zu wagen, einen weiteren Schritt zu gehen. In meinem Kopf drohte sich ein überdimensionaler Kollaps aus den Tiefen der Angst an die Oberfläche drängen zu wollen. Würde sich nur einer der beiden Füße bewegen, war es ein Herzinfarkt, oder meine schnellste Zeit auf einhundert Meter, um dem grauenhaften Untoten zu entgehen.

Doch die Füße hatten kein Interesse an meinen leidvollen Gedanken. Mein immer länger werdender Hals, brachte die Augen in eine Position, wo sie nach Leben oder Tod suchen konnten. Erstarrt in der

Bewegung blickte ich auf den Brustkorb. ›Hebe und senke dich!‹, befahlen meine Gedanken dem personifizierten Grauen. Und tatsächlich: Dieser Mann lebte.

Oben klingelte das Telefon, einmal, zweimal, dreimal, dann konnte ich Rosas Stimme hören, jedoch nicht was sie sagte. Doch löste dieses Klingeln und die Stimme des Mädchens meine Lähmung, in der ich schon seit Minuten gefangen war. Bis auf dieses bedrohliche Gefühl in meinem Magen, hatte sich der Rest meines Körpers wieder beruhigt. Die weiteren Schritte gaben den Rest des Kellerraumes frei. Der Mann von sportlicher Statur lag in der Mitte, noch immer hob und senkte sich der Brustkorb, so wie ich es mir wünschte. Ohne eine Decke lag er mit dem Rücken auf kaltem blankem Beton. Sein Gesicht erinnerte mich, aufgrund der markanten groben Züge, an einen indischen Guru, den man vor wenigen Minuten aus einer Höhle im Hochland gelockt hatte.

Ein großer heller Tisch, übersät von dunklen Flecken, beherbergte jede Menge Utensilien, welche zum Zerlegen von Fleisch erforderlich waren. Ich kannte dieses Bild von meinem Vater. Er gab sich damals des Öfteren der Lust hin, Wildschweine in ihre Bestandteile aufzulösen. Neben dem Tisch befand sich eine silberne Tür, welche sofort an einen Eingang zu einem Kühlraum erinnerte.

Abermals versicherte ich mich, ob der Untote noch lebte. Er hob und senkte sich, der Brustkorb. Meine Neugierde, hinter diese Tür blicken zu dürfen, wurde schnell gebremst, denn nur mit einem Schlüssel wollte sie sich bereit erklären, ihr Geheimnis zu lüften. Doch wehrte ihr Weigern nicht lange: An einem kleinen Nagel in der Wand hing in mattem Grau die Lösung. Mit

einem saugenden Geräusch, so wie es mein Kühlschrank liebte zu verlauten, öffnete sich ein weiterer Ort. Eiskalte Luft schlug mir entgegen, begleitet von dickem Nebel, welcher nach wenigen Metern unsichtbar wurde.

Langsam lichtete sich der Blick in der kalten Kammer. Aufgehängt an Fleischerhaken, ruhten große Schinken, Salamistränge, ein Arm ohne Hand, ein Bein und noch ein Bein und noch ein Arm.

In diesem Moment schlug die Unfähigkeit, auf eine solche Situation zu reagieren, erbarmungslos zu. Weitere Nebelschwaden verzogen sich und ein Frauenkopf, mit kalten Augen, blickte mich vorwurfsvoll an. In meinem Inneren entwickelte sich Alarmstufe Eins, und ich flehte, dass es noch weitere Stufen gäbe, um meine Panik zu klassifizieren. Der Blick auf den Schinken und die Salami formten den Verdacht, auch den Rest der Frau entdeckt zu haben. Zudem beschlich mich die Vermutung, den Aufenthaltsort der Mutter zu kennen.

Ich weiß nicht, wie ich es schaffte, diese wenigen Meter aus dem Kühlraum zu überstehen, doch als sich die Kälte des Raumes meiner nicht mehr bemächtigen konnte, gab es nur noch die Flucht. Ungünstiger Weise störte der Untote die hektische Abreise, ich stolperte und prallte gegen das Regal mit erfrischend vielen Einmachgläsern.

In Zeitlupe durfte ich miterleben, wie rote Beete, Gurken und Silberzwiebeln ihren Weg in die Freiheit antraten. Hektisch starrte ich auf den Mann in der Mitte des Raumes: Sein Brustkorb hob und senkte sich nicht mehr. Es war nicht mehr der Untote. Seelenlos würde er mich verfolgen.

Flucht, Flucht, Flucht! Die berühmten Einhundert

Meter unter drei Sekunden, am besten Lichtgeschwindigkeit. Auf allen Vieren brach ich durch die Kellertür und wurde in all meiner Panik in eine andere Welt geschleudert. Die Füße der kleinen Rosa waren genau vor meinen Augen. Während mein Blick nach oben wanderte, um in ihr Gesicht zu sehen, vernahm ich schon die freudige Nachricht:

»Meine Mama hat angerufen, sie ist gleich hier. Mit meinem Onkel, der ist Metzger musst du wissen und dann haben wir auch wieder genügend zu Essen.« Dieses Bild nahm eine Gestalt an, dass ich mir sicher war, nie wieder meine Wohnung verlassen zu wollen.

»Rosa, ich habe ganz dringend einen Termin.«

»Aber meine Mama ist doch gleich da und sie freut sich, dich kennen zu lernen!«

Dessen war ich mir sicher, besonders die Freude über den Seelenlosen im Keller würde sie gerne mit mir teilen. Ohne weiter auf das Mädchen zu achten, stürmte ich aus dem Haus, rannte auf die andere Straßenseite, um sofort den Schritt zu normalisieren. Nicht auffallen, nur nicht auffallen.

Doch wollte das Glück mir nicht zur Seite stehen. Ein kreischendes Motorengeräusch, welches aus einer Karosse überdurchschnittlichen Wertes, in mein Bewusstsein drängte, ließ mich zurückblicken. Beifahrerseite: Eine schlanke Frau, rote Haare, Sonnenbrille. Fahrerseite: Riese, breit, dick und mit Sicherheit Metzger, ebenfalls Sonnenbrille.

Wie angewurzelt blickte ich sie an, verfolgte ihre Schritte zu der kleinen Rosa, welche mit ausgestrecktem Arm auf mich zeigte.

»Warum in aller Welt habe ich keine Sonnenbrille?«

Ohne auffallen zu wollen, lenkten mich meine, wohl

doch zu schnellen, Schritte nach Hause. Der einzige, welcher mich noch zu beruhigen vermochte, war mein Kasten Bier.

Als ich wieder erwachte, lag ich auf dem Boden, neben meiner Schäferhündin Kyra, welche bemitleidend in meine Augen blickte. Das Klappern des Briefkastens verriet mir im gleichen Moment das Interesse der Öffentlichkeit an meiner Person.

Nach einigen Versuchen wieder festen Boden unter den Füßen zu erlangen, schleifte sich der erbärmliche Rest meines Ichs zu der Ursache des Klapperns.

Es war eine Einladung zum Essen, in einer Siedlung, die ich kannte, einer Straße, die ich kannte, in einem Haus, welches die Nummer ›13‹ trug.

Andreas Bohm  
**Es ist nicht genug**

Es ist nicht genug  
Alles was ich gebe  
Es ist nicht genug  
Alles was ich mache  
Es ist nicht genug  
Alles was ich sage

Immer mehr  
Es ist nie genug  
Immer mehr  
Es ist nie genug  
Immer mehr  
Was ich will

Es ist nicht genug  
Mein leben was ich lebe  
Es ist nicht genug  
Meine Gedanken die ich habe  
Es ist nicht genug  
Meine träume die ich sehe  
Es ist nicht genug

Immer mehr  
Es ist nie genug  
Immer mehr  
Es ist nie genug  
Immer mehr  
Was ich will

Es ist nicht genug  
Alles was ihr gebt  
Es ist nicht genug  
Alles was ihr macht  
Es ist nicht genug  
Alles was ihr sagt

Es ist nicht genug  
Euer leben was ihr lebt  
Es ist nicht genug  
Eure Gedanken die ihr habt  
Es ist nicht genug  
Eure träume die ihr seht  
Es ist nicht genug

Immer mehr  
Es ist nie genug  
Immer mehr  
Es ist nie genug  
Immer mehr  
Was ihr wollt

Timo Haacke

## **Wenn es keimt und blüht**

Es herrschte eine farblose Ruhe. Das Verlangen der Erde nach Wasser war nicht zu beschreiben. Die Erde war brüchig und schien sich in Stein zu verwandeln. Es musste jahrelang nicht mehr geregnet haben. Also entschied ich mich Regen fallen zu lassen. Und im nächsten Moment geschah es. Wasser in unvorstellbaren Mengen rieselte auf die Erde, sickerte, rauschte, ein Fluss entstand. Farben wirbelten durch die Luft. Ein gigantischer Regenbogen forderte die nun feuchte Erde heraus. Pflanzensamen, die längst vertrocknet schienen, fingen an zu sprießen. Die Erde begann zu leben.

Gabriele Junker  
**Die Schleuse**

Du begibst dich hinein  
Leere  
Es ist dein Weg  
Schicksal  
Du stehst vor der Mauer  
ergebend  
Das Tor schließt sich  
Einsamkeit  
Nur noch Mauern um dich herum  
ausgeliefert  
Der Pegel steigt  
lautlos  
Graue Steine starren dich an  
erdrückend  
Dunkle Wolken über dir  
bedrohlich  
Das Wasser steigt weiter  
wartend  
Das Tor  
Ungewissheit  
Das Verborgene  
Hoffnung  
Der Pegel steigt  
Geduld  
Tausend Gedanken  
kreisend  
Hagelkörner prasseln auf dich herab  
ertragend

Das Gewitter entlädt sich über dir  
wütend  
Du drückst dich an die Mauer  
Schutz  
Das Wasser steigt  
Nerven zehrend  
Noch ist der Stand nicht erreicht  
Unruhe  
Dann lässt der Sturm nach  
aufatmend  
Die Passion neigt sich dem Ende  
Hoffnung  
Die Zeit ist gekommen  
Lohn  
Das Schleusentor setzt sich in Bewegung  
Erwartung  
Das Tor ist auf  
wahrhaftig  
Du gehst hindurch  
sehend  
das Ziel so nah  
erleichtert  
und spürst dein Herz  
erwacht

Es wächst was du gesät -  
das Leben!

Tim Josefski

## Eine rostige Taschenuhr

Dunkelheit füllte die schweigenden Gänge der Königin Victoria Station. Nur ein schmaler, matt erleuchteter Pfad führte von der aus früher Nacht fallenden Treppe zum leeren Steig der Untergrundbahn. Die strebsamen Schritte eines Mannes ließen die flüchtige Stille regelmäßig zerbrechen. Jeder Bodenschlag zerriss wie eine stählerne Klinge die vollkommene Klanglosigkeit des Raumes und hinterließ Formen der Schuhsohlen, gemacht aus Wasser und Erde, auf den kalten Fliesen. Jenem Mann folgte ein aufgeknöpfter farbloser Mantel, welcher dem schnellen Gang seines Herren augenscheinlich nur mit Mühe begleiten konnte. Ein feiner Hut thronte auf dem grauen Haar eines alten Kopfes, gestützt von der mit Ringen gezierten rechten Hand. Die linke zwang eine papierbeschwerte Aktentasche zur unbedingten Folgsamkeit und war zum Lohn noch reicher beringt. Eine Perle rann dem Hastenden unter dem Hut hervor. Funkelnd bahnte sie sich ihren Weg über die sauber gestutzten Koteletten, entlang den scharfen Wangenknochen zum Kinn. Dort, einen Moment der Inne, bevor sie sich auf den vom Regen durchnässten Kragen des Mantels in die Vergessenheit stürzte. Noch unzählige Perlen rannen unbemerkt über unzählige Wege durch die zerklüftete Landschaft des alten erschöpften Gesichts. Man hätte glauben können, jener Mann verbarg unter dem Hut seine wertvollsten Schätze, welche aus der in Eile nur schlecht verschlossenen Kammer herausfielen. Zu jedem Herzschlag eine Perle.

Mit keuchendem Lebenshauch erreichte die eilende Gestalt das Ende des Ganges und betrat die weite Ebene des U-Bahn Steiges. Wenige Schritte trennten ihn nun noch von einer Bank, welche ihm lauthals kühlende Rast versprach. Auf diesen wenigen Metern hatte er nun jedoch schwerste Mühe zu verhindern, dass ihm sein tobendes Herz nicht den Brustkorb zertrümmerte. Mit lautem gepresstem Stöhnen verließ der Atem den Rachen, als der zeitlose Herr sich rückwärts auf das spröde Holz fallen ließ. Es klang wie der letzte Laut eines Sterbenden.

Doch keiner seiner Diener versagte ihm hier den Dienst. Weder rechte, noch linke Hand, die noch immer bewahrten, was ihnen anvertraut. Weder Herz noch Lunge ließen ihn ohne Lebenshauch zurück. Nur seine Beine flehten ihn an, doch etwas zu verweilen und nicht gleich wieder fortzustürzen. Mit einem tiefen Atemzug beschloss er die Ruhe. Seinen Hut ließ er nun ungestützt auf dem Kopf ruhen und seine Tasche legte er neben sich auf die Bank. Er atmete noch einmal tief ein. Es wurde still. Der Raum füllte sich wieder mit vollkommener Klanglosigkeit.

Der Mann war beunruhigt. Sollte er wirklich der Einzige sein, der von hier mit dem letzten Zug des Tages zurück ins Zentrum fuhr? Er schaute sich um und wurde seiner völligen Einsamkeit gewahr. Eine unsichere Handbewegung zog aus der linken Brusttasche eine alte rostige Taschenuhr. Noch zwei Minuten. Er atmete auf und steckte die Uhr wieder zurück. Die Augen wanderten über die mit Versprechungen der Glückseligkeit tapezierten Plakatwände. Die Mehrheit der angepriesenen Dinge kannte er nicht, und wollte sie auch nicht kennen.

Der Blick wandte sich ab und suchte Zerstreuung in der Stuckdekoration des Deckengewölbes, fand sie dort aber nicht und wanderte daher weiter zur Stationsuhr. Dreizehn nach Zehn. Ihm stockte der Atem. Die zitterige rechte Hand zog hastig wieder die rostige Taschenuhr hervor. Eins vor Zehn. Flach atmend glich er beide Ziffernblätter immer wieder miteinander ab. Dreizehn nach Zehn. Eins vor Zehn. Dreizehn nach Zehn. Eins vor Zehn, - dreizehn nach Zehn. Zu spät.

Plötzlich quoll aus der Dunkelheit ein leises Flüstern hervor. Zuerst glaubte der Aufgewühlte, er höre da nur seine eigene verzweifelte innere Stimme. Doch als jenes Flüstern lauter wurde, da bemerkte er, dass die Worte nicht in seinem Kopf, sondern im gesamten Gewölbe der U-Bahnstation hallten.

»Zu spät!«, schallte es immer fort, »Zu spät, zu spät, zu spät!«

»Nein, bitte! Ich bitte Sie!«, entfuhr es dem vor Verzweiflung rasenden Mann. »Meine Uhr läuft oftmals nicht mehr schnell genug, ich weiß. Doch wenn Sie mich bis morgen früh hier warten lassen, so will ich in Zukunft darauf achten, dass meine Uhr künftig immer gleich den anderen läuft. Ich bitte Sie!« Unnachgiebig hallten die Worte weiter aus der Dunkelheit hervor.

»Nein, bitte! Ich kann warten, ich will doch warten! Ich flehe Sie an!«

»Zu spät!«

»So lassen Sie es doch wenigstens nicht hier sein! Nicht hier!«

»Zu spät! Zu spät!« Während diese Worte noch übermächtig den ganzen Raum ausfüllten, entsprang der Dunkelheit vor ihm ein geisterhafter Arm, halb im Diesseits halb im Jenseits, und griff zielsicher und

unbarmherzig nach der linken Brust des in Todesangst schreienden Mannes. Die bleichen Finger durchdrangen den Stoff der Brusttasche und bekamen die alte rostige Taschenuhr zu fassen. Mit einem Ruck riss die Naht und das uralte Stück Metall zerschellte auf den Fliesen. Die Augen des zerbrochenen Menschen starrten auf das antiquierte Innenleben. Eine letzte Perle tropfte vom Kinn herunter, kein Rädchen drehte sich mehr. Der feine Hut lag auf dem dreckig feuchten Boden. Er war leer. Eine nie da gewesene Klanglosigkeit füllte die Königin Viktoria Station.

Man fand den toten Körper am nächsten Morgen. Die Behörden vermuteten zunächst einen Raubüberfall, der dem alten Herren so sehr zusetzte, sodass er einer Herzattacke erlag. Jedoch schien nichts gestohlen worden zu sein. Die Brieftasche prall gefüllt, die Hände geziert mit wertvollem Schmuck. Man versuchte Angehörige, Freunde oder Bekannte ausfindig zu machen. Jedoch schien niemand den alten Mann zu kennen, der wahrscheinlich die letzte U-Bahn des Vortages verpasst hatte und so allein auf einer einsamen Wartebank verstarb. Allerdings wird von denen, die ihn an jenem Morgen sahen, kein einziger den mit Grauen erfüllten Ausdruck im Gesicht des Mannes vergessen können, mit dem dieser auf eine entzweite rostige Taschenuhr starrte, die vor ihm auf den Fliesen der U-Bahnstation Königin Viktoria lag.

Christian Laumann  
**Schluss mit den Dingen!**

Jaja, alles cool,  
ich mach *Schluss mit den Dingen!*  
Denn, wenn tausend Fliegen Scheiße fressen,  
dann *muss es doch stimmen!*

## Schlusswort

Verehrte Leserin, verehrter Leser, ich bin fest davon überzeugt, dass Ihnen diese Lektüre eine Freude war. Auf den folgenden Seiten haben Sie Gelegenheit die Autorinnen und Autoren dieser Lektüre einmal näher kennen zu lernen.

Ich danke Ihnen für die Zeit und das Interesse, das Sie in diese Lektüre investierten und hoffe, dass Sie an allen Werken gleichermaßen Gefallen fanden.

Im Namen aller Autorinnen und Autoren wünsche ich Ihnen ein stets heiteres Lesevergnügen.

**Anita Wildenros** wurde im März 1974 in der Lutherstadt Wittenberg in Sachsen-Anhalt geboren. 1984 wurden die junge Anita, ihre Eltern und ihre drei Geschwister wegen Landesverrates der ehemaligen DDR verwiesen. Fortan lebte sie nahe der bayerischen Stadt Regensburg.

Nach dem erfolgreichen Abschluss der Realschule begann Anita Wildenros 1991 die Ausbildung zur KPH und 1993 zur Krankenschwester. Seit 1996 arbeitet sie, nach abgeschlossener Berufsausbildung, in einem Regensburger Krankenhaus.

Die Freude am Schreiben entdeckte sie bereits während der Schulzeit. Bis heute entstanden etliche Gedichte und Geschichten. Zurzeit arbeitet sie gemeinsam mit einer Freundin an ihrem ersten Roman.

**Ina May** wurde am 13. Dezember 1972 in Kempten im Allgäu geboren. Sie verbrachte einige Jahre in San Antonio/Texas, besuchte diverse Privatschulen und Internate und lebt heute in Übersee am Chiemsee.

Nach dem Europasprachstudium, arbeitete sie als freiberufliche Fremdsprachen- und Handels-Korrespondentin und als Übersetzerin für Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Tätig für Firmen auf der ganzen Welt, arbeitete Ina May unter anderem für Mittal Steel und Philip Morris in New York.

Im Alter von 9 Jahren schrieb sie ihre erste Kurzgeschichte, die von sämtlichen deutschen Fernsehanstalten, aus gegebenem, warnenden Anlass für alle Kinder und Jugendlichen, noch heute vor jedem Winterbeginn ausgestrahlt wird.

Für Zeitungen und Zeitschriften verfasst sie Artikel, wurde Ende 2006 für ihre antirassistischen Texte in Saarbrücken geehrt und erhielt Anfang 2007 eine Einladung auf Schloss Esterházy zur Verleihung der goldenen Kleeblätter. Sie gewann zahlreiche Wettbewerbe, unter anderem den international writing contest in Los Angeles mit 2 deutschsprachigen Manuskripten.

Derzeit schreibt sie mit dem Münchner Sternekoch Frank Heppner an einem Gemeinschaftsprojekt. Im Jahr 2007 werden ein Jugendkrimi, ein Kinderbuch und ein Sachbuch veröffentlicht.

Die Autorin ist im Verzeichnis des Friedrich Bödecker Kreises in Bayern e.V. zu finden, der Lesungen für Kinder und Jugendliche veranstaltet. Außerdem ist sie Malerin und Künstlerin und im Chiemgau immer wieder mit Ausstellungen vertreten.

**Gaby Schumacher** wurde am 12. Juni 1951 in Bochum geboren. Sie verließ das Gymnasium nach der 1.Hälfte der Unterprima und absolvierte die Ausbildung zur Arzthelferin. Sie ist verheiratet, hat vier erwachsene Töchter und lebt seit zwanzig Jahren in Düsseldorf.

Sie schreibt seit 1999 Märchen (bisher einen Märchenroman), Tiergeschichten (bisher zwei Tierromane), Erzählungen, humoristische und ernste Kurzgeschichten, Essays, Satiren und auch Kolumnen. Sie ist Mitglied des Westdeutschen Autorenverbandes in Düsseldorf. Seit etwa 2 1/2 Jahren hält sie im WAV und in der Stadtbücherei-Zentrale Düsseldorfs öffentliche Lesungen.

Veröffentlicht hat sie unter anderem im Richmond Verlag. Gaby Schumacher tätigte bisher zwei Radiolesungen auf Antenne Düsseldorf, Tatort Medien.

**Wolfgang Kiel** wurde am 11. Dezember 1962 in Köln geboren und lebt heute in Berlin. Schon während seiner Zeit auf der Realschule Köln-Godorf komponierte und spielte Wolfgang Kiel Musik. Er rettete mit einer Brecht-Vertonung für den "Instrumentalkreis Oberstufe" seinen Abschluss, da die Musiklehrerin die beste Freundin der Erdkundelehrerin war und sie sie davon überzeugen konnte, dass es mehr im Leben geben musste, als zu wissen, wie viel Öl in der Ukraine produziert wird.

Als Wolfgang Kiel dann in der Ausbildung war, fing er an in einer Band zu spielen und hatte mit seinem damals besten Freund ein Gitarren-Duo. Nachdem er 1993 nach Bochum zog, spielte er in mehreren Bands, die bekannteste davon war „reifrock“, die in den späten Siebzigern etliche Erfolge in der Folk-Rock-Szene aufzuweisen hatte.

Von der Sturheit einiger Bandmitglieder enttäuscht, verließ er zusammen mit dem Bassisten die Band und gründete die Formation P.a.D., in der er zwei Jahre spielte. Dann verließ er die Gruppe für ein halbes Jahr um sich seinem größten Projekt zu widmen : Callo - ein Rockmusical in A-moll für Band, Chor und Orchester. Leider wartet er bis heute auf ein Angebot eines Produzenten, um dieses Werk professionell aufzuführen.

Zur Zeit spielt Wolfgang Kiel in einem Gitarren-Duo in Berlin. Er komponiert auf Gitarre, Keyboard, Bass und Mandoline seine einfühlsamen Balladen und Rocksongs.

**Michael Czellnik** wurde am 12. Mai 1965 in Köln-Mülheim geboren und lebt heute in einem kleinen Dorf in der Nähe von Frankfurt am Main. Nach dem Realschulabschluss begann er sein Berufsleben mit einer Schlosserlehre, von dort ging es zur vierjährigen Bundeswehrzeit, es folgten Verwaltungsaufgaben in einem Büro, eine einjährige Arbeit als freier Künstler, zur Zahntechnik, zum Frankfurter Flughafen.

Zum Schreiben kam er durch den älteren Bruder eines Freundes, welcher in den Abendstunden, auf dem Spielplatz selbstverfasste Gespenstergeschichten vorgelesen hatte.

Durch Reiseberichte, die seine Tramps durch Europa dokumentierten, festigte sich dieser Wunsch der Feder treu zu bleiben.

Die Ziele der Zukunft liegen in der Veröffentlichung einer Kindergeschichte und der Zusammenführung von ehemaliger künstlerischer Arbeit und der eigentlichen Leidenschaft des Schreibens.

**Isabel Mißling** erblickte am 25. Mai 1989 die Welt. Sie lebt in Potsdam.

**Sabine Brandt** wurde im April 1980 geboren. Sie ist in Dittelsheim-Hessloch zu Hause.

**Timo Haacke** erfreute sich erstmals im November 1988 am Anblick der Erde. Er lebt in Berlin.

**Gabriele Junker** schnappte am 07. Juli 1966 das erste Mal nach Luft. Sie lebt in Marl.

Zusammen bilden diese vier Autoren das Club-Team. Den Start der gemeinsamen Arbeit stellt die Internetplattform [autoren-club.de](http://autoren-club.de) dar, welche im September 2006 an den Start ging.

Es wird diskutiert, geplant, betreut, Neues geschaffen. Kaffeeklatsch und intensive Gespräche gehören ebenfalls zum Repertoire dieses Teams. Rund um das Business wird recherchiert, Wichtiges und Interessantes zusammen getragen. Es wird geworben, geformt, lektoriert und korrigiert. Im September 2007 wird das einjährige Jubiläum gefeiert.